



Stefan Freund / Meike Rühl /  
Christoph Schubert (Hg.)

# Von Zeitenwenden und Zeitenenden

Reflexion und Konstruktion von Endzeiten  
und Epochenwenden im Spannungsfeld  
von Antike und Christentum

Klassische Philologie

Palingenesia 103

Franz Steiner Verlag

Stefan Freund / Meike Rühl /  
Christoph Schubert (Hg.)  
Von Zeitenwenden und Zeitenenden

# **PALINGENESIA**

Schriftenreihe für Klassische Altertumswissenschaft

Begründet von Rudolf Stark

Herausgegeben von **CHRISTOPH SCHUBERT**

Band 103

Stefan Freund / Meike Rühl /  
Christoph Schubert (Hg.)

# Von Zeitenwenden und Zeitenenden

Reflexion und Konstruktion von Endzeiten  
und Epochenwenden im Spannungsfeld  
von Antike und Christentum



Franz Steiner Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung

Coverabbildung:

Phönix in einem Mosaik aus Antiochia am Orontes, jetzt im Louvre.  
Fondation Eugène Piot, Monuments et Mémoires, publ. par l'Académie  
des Inscriptions et Belles-Lettres 36, 1938, 100.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes  
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2015

Druck: Offsetdruck Bokor, Bad Tölz

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-11174-4 (Print)

ISBN 978-3-515-11177-5 (E-Book)

## INHALTSVERZEICHNIS

<i>Stefan Freund, Meike Rühl, Christoph Schubert</i> Vorwort .....	7
---	---

### ZEITENWENDEN

<i>Ulrich Eigler</i> Mit Alt mach Neu. Die sogenannte augusteische Zeitenwende als Oxymoron .....	15
<i>Bruno Bleckmann</i> Die konstantinische Wende. Bemerkungen zur antiken Wahrnehmung der Regierung Konstantins als ‚Wende‘ .....	31
<i>Armin Eich</i> Der Untergang des Imperium Romanum in der antiken Literatur .....	45

### ZEITEN(W)ENDEN

<i>Anja Wolkenhauer</i> Zeitlose Orte. Überlegungen zur fragilen Zeitstruktur von Höhle, Nacht und Paradies in der römischen Literatur .....	75
<i>Meike Rühl</i> <i>dubium tempus</i> . Zeitenende und -anfang als Strukturprinzip der Literatur in neronischer Zeit .....	95
<i>Elisabeth Stein</i> Alles golden? Literatur(geschichte) aus der Sicht der Humanisten .....	115

### ZEITENENDEN

<i>Klaus Wengst</i> „Es wird keine Zeit mehr sein“ (Apk 10,6). Vom visionären Schreiben, dass es nicht immer so weiter geht, in der Apokalypse des Johannes .....	129
---	-----

<i>Stefan Freund</i> <i>Horret animus dicere. Form und Transformation des Endzeitdiskurses</i> in der frühchristlichen lateinischen Literatur .....	139
<i>Christoph Schubert</i> Apokalypse auf Römisch? Inkulturation und Exotismus christlich-jüdischer Endzeitvorstellungen bei Commodian .....	171
<i>Markus Stein</i> Lichtbefreiung durch drei Zeiten. Zum manichäischen Zeit- und Geschichtsverständnis .....	197
Index .....	213
Verzeichnis der Beiträge .....	219

## VORWORT

*Stefan Freund, Meike Rühl, Christoph Schubert*

In der römischen Kaiserzeit vollzieht sich ein Paradigmenwechsel im Zeitverständnis: Während die griechisch-römische Antike vielgestaltige, oft zyklische Modelle einer Epochen- und Geschichtswahrnehmung kennt, ist das frühe Christentum geprägt von einer linearen und eschatologischen Zeitvorstellung. Mit der Ausbreitung des Christentums greift daher endzeitliches Denken in der historischen Selbstverortung Raum. Dieser Prozess wird in der Literatur fassbar, insofern darin die eigene Epoche als Endzeit, als Umbruch oder Neubeginn, als Blüte- oder Verfallszeit wahrgenommen oder gedeutet wird.

Diesem Thema widmete sich die Tagung „Von Zeitenwenden zu Zeitenenden. Reflexion und Konstruktion von Endzeiten und Epochenwenden im Spannungsfeld von Antike und Christentum“, die am 10./11. Mai 2012 an der Bergischen Universität Wuppertal stattfand und von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanziert wurde.<sup>1</sup>

Aus dem gestellten Thema ergeben sich folgende Leitfragen:

Während sich in der jüdisch-christlichen Tradition ein, bei aller Verschiedenheit in der konkreten Ausprägung, übergreifendes eschatologisches und weltgeschichtliches Ordnungsschema herausbildet, findet sich in der griechisch-römischen Antike eine Vielzahl unterschiedlicher Zeit-, und Geschichtskonzepte. Daher ist zu untersuchen, wie sich ein Epochen- und Zeitbewusstsein in der Literatur der römischen Antike konstituiert, wie Umbrüche und Übergänge reflektiert werden, welche ethischen oder ästhetischen Implikationen aus der weltzeitlichen Selbstverortung folgen.

Christliche Literatur steht spätestens seit dem zweiten Jahrhundert vor der Aufgabe, ihr lineares, mehr oder weniger stark endzeitlich ausgerichtetes Geschichtskonzept einem pagan sozialisierten Publikum plausibel zu machen. In ähnlicher Weise müssen auch andere religiöse Sinnangebote wie zum Beispiel der Manichäismus das ihrer Lehre zugrunde liegende Zeitverständnis vermitteln. Näher zu betrachten ist daher schließlich, wie Autoren vor dem Hintergrund eschatologischen Denkens ihre Zeitdeutungsschemata weiterentwickeln und wie sie historische Umbrüche deuten.

Dahinter steht die grundsätzliche Frage: Wie trägt Literatur in Wechselwirkung mit politischen, religionsgeschichtlichen und sozio-ökonomischen Gegebenheiten zur Konstruktion eines Zeit- und Epochenbewusstseins bei? Das Epochen- und das wachsende Endzeitbewusstsein vor und während der Auseinandersetzung zwischen

<sup>1</sup> Herzlich gedankt sei der Fritz-Thyssen-Stiftung ebenso für die finanzielle Unterstützung der Drucklegung. Bei der Erstellung des Manuskripts waren Christoph Buhl, Stefanie Klene, Charlotte Schlie und Martin Schmidt behilflich. Auch ihnen danken wir vielmals.



Antike und Christentum in der römischen Kaiserzeit ist also in mentalitäts- und literaturgeschichtlicher Perspektive näher zu betrachten.

## ZEITENWENDEN

Vor dem Hintergrund dieser Fragestellungen werden im ersten Abschnitt ‚Zeitenwenden‘ drei große Epochenwechsel in ihrer Konstruktion und Wahrnehmung betrachtet: die augusteische Zeit, die konstantinische Wende und das Ende Roms.

Die Figur des Oxymorons verwendet Ulrich Eigler in seinem Artikel „Mit Alt mach Neu. Die sogenannte augusteische Zeitenwende als Oxymoron“, um den Umgang des Augustus mit Vergangenheit und Gegenwart zu charakterisieren. Bezeichnend für die Zeitentwürfe der augusteischen Epoche ist laut Eigler einerseits eine Rückwärtsgewandtheit, welche sich vor allem in der Wahl der Figuren Romulus und Numa Pompilius als Referenzpunkte kristallisiert, auf der andere Seite findet man einen Anspruch auf eine neue und bessere Zukunft. Dieser Anachronismus lässt sich vor allem in der Selbstdarstellung des Augustus beobachten: Hier steht ein ländlich-einfacher Habitus des Augustus im privaten Bereich neben den Bestrebungen, mit dem Prinzipat eine neue Herrschaftsform zu etablieren und Rom zu einer Metropole zu gestalten. Für sich genommen ist beides ist nicht neu, der Diskurs der Einfachheit bereits in der späten Republik vorhanden, Aspekte der Herrschaftsinzenierung aus der hellenistischen Herrschaftsinzenierung übernommen, in der Kombination jedoch ist das augusteische System innovativ. Augustus konstruiert so die Zukunft durch die Geschichte: Wir haben eine großartige Vergangenheit vor uns.

Bruno Bleckmann geht der Frage nach, ob die sogenannte Konstantinische Wende von den Zeitgenossen und den unmittelbar folgenden Generationen als der bedeutende historische Einschnitt wahrgenommen und konzeptualisiert wurde, als der sie sich im Nachhinein dadurch, dass die von Konstantin eingeleitete Christianisierung der Monarchie nicht mehr revidiert wurde, erwies. Es zeigt sich, dass Konstantins Regierung von ihm selbst und seiner Umgebung durchaus eschatologisch perspektiviert und als Beginn einer neuen Konstantinischen Zeit ewigen Glücks beschrieben wurde, die Zuwendung zum Christentum dabei aber ebenso wie andere originelle Züge nur eine untergeordnete, in die traditionelle Topik der Herrschaftsideologie eingebettete Rolle spielten. Zeitgenössische christliche Autoren wie Eusebios von Kaisareia versuchten hingegen, Konstantins Regierung als positive Zeitenwende in ein heilsgeschichtliches Modell einzuzeichnen. Unter den Söhnen Konstantins erlebte seine Zeit und Person eine Phase der Relativierung und Einebnung. Erst die systematische Demontage des Mythos Konstantin durch Julian führt dann in der Zeit der valentinianischen Dynastie zu einer bis heute nachwirkenden doppelten Reaktion, indem in der christlichen Geschichtsschreibung mit zunehmender Hyperbolik die ‚Konstantinische Wende‘ im modernen Sinne konstruiert, in der paganen Historiographie im Anschluss an Julian ein negatives Konstantinbild fortgeschrieben wurde.

Armin Eich beleuchtet in seinem Beitrag den „Untergang des Imperium Romanum in der antiken Literatur“. Er geht aus von einer Spirale des Niedergangs, die

aus militärischen Niederlagen mit desaströsen Folgen für das gesamte Wirtschaftssystem besteht und im dritten Jahrhundert in Gang kommt. Daraus ergibt sich eine dramatische Verschlechterung der Lebensbedingungen für die große Mehrheit der Bevölkerung, die unter Vertreibung, Hunger und unsteten Machtverhältnissen zu leiden haben, während eine kleine politisch-militärische Elite unermessliche Reichtümer aufhäufen kann. In der Literatur finden sich unterschiedliche Modelle, mit dem Erleben dieses Prozesses umzugehen: Eine Gruppe von Autoren des vierten und fünften Jahrhunderts, die literarisch den Geist der Zeit repräsentieren, namentlich Macrobius, Symmachus, Ausonius und Sidonius Apollinaris, blenden die Realität des Niedergangs in ihren Werken weitgehend aus. Eine weitere Tendenz ist zu beobachten: Aus den Chroniken, die selbst epochale Einschnitte wie die Absetzung des letzten römischen Kaisers im Jahr 476 in nüchternen Notizen festhalten, geht diese Haltung auch auf andere Historiographen wie beispielsweise Eugipp und Philostorg über. Eine dritte Gruppe von Autoren, wozu die Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, Priscus und Orientius gehören, führen ihren Lesern in einer insgesamt klassizistischen Darstellungsweise beeindruckende Einzelszenen vor Augen, in denen sich der militärische Machtverfall und der ökonomische Niedergang plastisch zeigt. Eine vierte Herangehensweise zeigt sich bei den Autoren von Denkschriften: Der dem Kaiserhof nahestehende Vegetius blendet die Realitäten weitgehend aus, während der Anonymus de rebus bellicis und Synesios in seiner Königsrede die Probleme klarer ins Auge fassen. In den offiziellen Verlautbarungen, die einer fünften Kategorie angehören, wird das Unübersehbare als Grundlage für Entscheidungen angeführt, oft mit apologetischer Grundtendenz. Die christlichen Historiker konzentrieren sich eher auf die Dogmengeschichte; Autoren wie Hieronymus, Augustinus und Orosius relativieren die Eroberung Roms 410, während Schriften apokalyptischer Tradition lebendige Einzelszenen des Untergangs bieten. Insgesamt fehlen daher tiefer gehende Analysen des Untergangs – die Literatur dient eher als Fluchtpunkt denn als Mittel, die Ausweglosigkeit der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Gesamtlage zu beleuchten.

## ZEITEN(W)ENDEN

Der zweite Abschnitt mit dem Titel ‚Zeiten(w)enden‘ reflektiert unterschiedliche Zeitentwürfe, die im frühen Prinzipat vorlagen oder im Rekurs auf diese Zeit neu konstruiert werden.

In ihrem Beitrag „Zeitlose Orte: Überlegungen zur fragilen Zeitstruktur von Höhle, Nacht und Paradies in der römischen Literatur“ zeigt Anja Wolkenhauer aus mentalitätsgeschichtlicher Perspektive, welche Zeitvorstellungen es in der Antike neben den gängigen zyklischen oder linearen Modellen gab, die durchgängig als alternative, nicht konkurrierende Entwürfe zu gelten haben. Kategorien der Betrachtung sind die Zeit als kosmische Konstante, Zeit als kulturelles Konstrukt und Zeit als individuelle Erfahrung. In welchen Texten und Diskursen diese Zeitauffassungen zu finden sind, illustriert sie in ihrem Aufsatz anhand der im Titel genannten Topoi der Höhle, der Nacht und des Paradieses. Hier ist zu sehen, dass nicht

nur Raum, Zeit und Wahrnehmung aneinander gekoppelt sind, sondern auch, dass Raum-Zeit-Konstellationen als Projektionsfläche für zivilisationskritische Reflexionen dienen. So ergibt sich als Erkenntnis, dass gerade in der Nacht nicht nur die Möglichkeiten der Wahrnehmung eingeschränkt sind, sondern diese auch mit der Abwesenheit von sozialer Ordnung und kulturellen Errungenschaften assoziiert wird. Utopische Vorstellungen wie das Paradies oder die Insel der Seligen hingegen setzen eine gleichförmige Unendlichkeit voraus, die in einer fiktiven historischen Entwicklung deutlich vor dem Einsetzen der Zivilisation anzusiedeln ist.

Der Beitrag „*dubium tempus*: Zeitenende und -anfang als Strukturprinzip der Literatur in ersonischer Zeit“ von Meike Rühl geht der Frage nach, inwiefern sich im ersten Jahrhundert die Metaphern und Modelle, mit deren Hilfe Zeitwahrnehmung artikuliert wird, verändern. Hier wird zunächst in einem Vergleich mit Texten der augusteischen Zeit deutlich, dass Neros Herrschaft ausdrücklich auf das augusteische Modell rekurriert, was einen wiederholten Anfang impliziert. Anders als in der zeitgenössischen Deutung des augusteischen Rom, die die Unmittelbarkeit des neuen Anfangs unterstreicht, wird in ersonischer Zeit jedoch die Mittelbarkeit der Herrschaftsinszenierung betont. Dies hat zwei Dinge zur Folge: zum einen, dass der Charakter des kulturellen Konstrukts wahrgenommen und instrumentalisiert wird, zum anderen, dass durch den Zug der Theatralität eine räumliche und zeitliche Distanz zum Geschehen erzeugt werden kann. Angesichts des sich wiederholenden Anfangs und Endes und der damit einhergehenden Verfügbarkeit relativiert sich das artikuliert Zeitempfinden des frühen Prinzipats so zu einer Perspektive, die das Geschehen aus der Ferne betrachtet.

Dem Wandel des Epochenbewusstseins in der Avantgarde des italienischen Humanismus, die in vielfältiger Weise an klassisch-antike und spätantik-christliche Modelle anknüpft, widmet sich der Beitrag von Elisabeth Stein „Alles golden? Literatur(geschichte) aus der Sicht der Humanisten“. Er geht von einem chronologisch angelegten Tableau der Werke des 15. und frühen 16. Jahrhunderts aus, die sich einer frühen Literaturgeschichtsschreibung zurechnen lassen, also der Reflexion über die Stellung der eigenen Produktion innerhalb des als zentral wahrgenommenen bzw. stilisierten Feldes der Literatur. Deutlich wird eine einerseits aus der inneren Dynamik der humanistischen Bewegung (Ablösung einer ‚goldenen‘ Generation durch Literaten, die sich selbst als epigonal empfinden), andererseits aus äußeren historischen Umständen (politische, militärische und wirtschaftliche Krisen) gespeiste Entwicklung, die zum allgemeinen Gefühl des Niedergangs führt. Einen dramatischen Schub erhält die pessimistische Grundstimmung durch den Sacco di Roma, der von den italienischen Humanisten als Katastrophe wahrgenommen wird. Beispielhaft wird dies am *Dialogus* des Paolo Giovio, der den Sacco di Roma literarisch bewältigen will und als Sinnbild des Niedergangs vor allem im zweiten Buch den Erfolg des Volgare, mithin die Krise der humanistisch-klassizistischen Literatur erörtert. Giovio zeigt nicht nur ein klares Dekadenzbewusstsein, sondern analysiert auch deren Gründe, überwiegend mithilfe analogisch übertragener antiker Deutungsmuster sowohl für den Verfall der Rhetorik (*defectio ingeniorum*) als auch des Übergangs der kulturellen Dominanz vom Griechischen zum Lateinischen (so nun vom Latein zum Volgare). Als selbst hochliterarisches und von

antiken Zitaten und Anspielungen gesättigtes Werk unterläuft der *Dialogus* freilich *ipso facto* die Dekadenbehauptung und zeigt die Ambivalenz des gelehrten, durch seine Topizität ausgezeichneten Endzeitdiskurses.

## ZEITENENDEN

Das Kapitel ‚Zeitenden‘ schließlich befasst sich mit den grundlegenden Neuerungen in der Zeitwahrnehmung und -deutung, insbesondere dem Vordringen eschatologischen Denkens, die der religiöse Wandel der Kaiserzeit, namentlich die Verbreitung des Christentums, aber auch die des Manichäismus mit sich bringt.

Dem Kerngedanken der vielleicht dichtesten endzeitlichen Schrift des frühen Christentums geht Klaus Wengst nach in seinem Beitrag „Es wird keine Zeit mehr sein.“ (Apk 10,6). Vom visionären Schreiben, dass es nicht immer so weiter geht, in der Apokalypse des Johannes: Die Johannesapokalypse ‚enthüllt‘ in visionären Bildern, dass nicht das brutal herrschende, vermeintlich so übermächtige Imperium Romanum, sondern der am Kreuz hingerichtete Jesus Christus die wahre Hoffnungsperspektive bietet. Dessen Zeit ist aber noch nicht angebrochen, noch lebt die Welt daher in der Katastrophe. Die Christen, die verzweifelt des Endes der bedrückenden Gegenwart harren, sollen sich, so die Botschaft der Offenbarung, als vorbildliche Gemeinschaft von ihrem verderbten Umfeld absetzen. Im Text drückt sich dabei keine unmittelbare Naherwartung aus, sondern eher die Erfahrung, dass bis zur Wiederkunft Christi noch einige Zeit vergehen kann; gleichwohl ist sie begrenzt. Diese widersprüchliche Aussage ist die dem Autor einzig mögliche Hoffnungsperspektive: Gott scheint in einer Welt voller Unrecht nicht einzugreifen, und doch ist er der Kommende und der, der den Toten Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Die Johannesapokalypse bietet also eine Fülle von alttestamentlichen Bildern auf, um den bedrängten Christen das unmöglich Erscheinende als reale Möglichkeit ermutigend vor Augen zu führen: Das zerstörte Jerusalem wird zum Zentrum einer gerechten Welt, Rom wird in Trümmern liegen.

Der Beitrag von Stefan Freund, „*Horret animus dicere*. Form und Transformation des Endzeitdiskurses in der frühchristlichen lateinischen Literatur“, geht der Frage nach, wie einem römischen Publikum die eschatologische Botschaft vermittelt wurde. Die Schwierigkeiten dabei sind beachtlich: Die christliche Verkündigung vom Ende umfasst auch furchterregende Katastrophen und ist teilweise in eine rätselhafte Bilderwelt gekleidet. Dem paganen Denken sind die konsequente Ausrichtung auf das Ende, die Vorstellung von einem Weltgericht und der darin sich manifestierende Wahrheitsanspruch des Christentums fremd. Schließlich stellt die Botschaft vom Ende der herrschenden Ordnung und vom Triumphieren der Christen Staat und Gesellschaft grundlegend in Frage. Im zweiten Teil wird vor diesem Hintergrund der Umgang mit den Aussagen zur Endzeit betrachtet: In der *Passio Perpetuae* kommt allein eine individuelle eschatologische Sichtweise zum Tragen. Tertullian behandelt eschatologische Fragen eher am Rande. In den Schriften, die sich an ein paganes Publikum richten, knüpft er an eine augenscheinlich verbreitete Stimmung an, in einer Zeit von Katastrophen zu leben, und betont, wenn er die

Wiederkunft Christi schildert, das Gebet der Christen um den Aufschub des Endes. Ein eschatologischer Triumphalismus schimmert allenfalls durch. In den innerchristlichen Schriften hingegen tritt dieser Aspekt viel deutlicher hervor. Minucius Felix beschränkt sich auf einen Blickwinkel, der die christlichen Endzeitvorstellungen ganz nahe den stoischen erscheinen lässt. Cyprian legt die Vorstellung eines Alters der Welt zugrunde und leitet aus dem baldigen Ende die Dringlichkeit seiner Heilspredigt ab, die sich an Christen wie Nichtchristen richtet. Für Laktanz ist das Ende ambivalent: Einerseits bringt das Weltgericht endlich den Verfolgern Strafe und den Gottestreuen den verdienten Lohn, andererseits gehen ihm solche Schrecknisse voraus, dass die Christen berechtigterweise für dessen Aufschub beten.

Der Beitrag von Christoph Schubert zeigt am Beispiel des christlichen Dichters Commodian, wie die politische und ökonomische Krise des 3. Jahrhunderts und die ersten reichsweiten Christenverfolgungen des Decius und Valerian innerhalb eines apokalyptischen Deutungsrahmens als Zeichen der Endzeit wahrgenommen, literarisch verarbeitet und vermittelt werden konnten. Commodian entwirft auf der Grundlage der Offenbarung des Johannes mit prophetischem Gestus eine Geschichte der Zukunft, an deren Schwelle sich die zeitgenössischen Leser durch hinreichend klare ereignisgeschichtliche Anspielungen verorten können und deren drastisch ausgemalte Alternativen – ewige Seligkeit für die verfolgten Christen, ewige Verdammnis für die Nicht-Christen – sowohl zur Positionierung in der Gegenwart nötigen als auch ein Sinnstiftungsangebot für Leid und Verfolgung machen. Zur Vermittlung der „eschatologischen Gegenwartsdeutung“ werden literarische Strategien genutzt, die sich als Ausprägungen eines bewussten Exotismus und des gleichzeitigen Versuchs der Inkulturation beschreiben lassen.

Als weder klassisch-antikes noch christliches Zeitkonzept kann das als mythische Rede gefasste des Manichäismus den Blick für die Problematik einer zu schlichten Dichotomie von Linearität und Zyklizität der Zeitauffassung schärfen. Markus Stein stellt in seinem Beitrag „Lichtbefreiung durch drei Zeiten. Zum manichäischen Zeit- und Geschichtsverständnis“ zunächst die Grundlinien der dualistischen manichäischen Lehre vor, die von drei Phasen ausgeht: einer ersten, in der Licht und Finsternis getrennt waren, einer zweiten der Mischung und des Kampfes, und einer dritten der erneuten Trennung von Licht und Finsternis. Der auf den ersten Blick zyklisch anmutende Ablauf trägt ein lineares Element in sich, insofern die erste und dritte Phase aus der Ewigkeit kommen bzw. in sie hinein laufen und in der dritten Phase eine neue Qualität der Trennung von Licht und Finsternis erreicht wird. Die aufgrund der Quellenlage schwierige Rekonstruktion der Auffassung, die Mani zur mittleren Phase und ihrem in sich dreigeteilten Ablauf vertrat, führt darauf, dass die eigene Gegenwart in jedem Fall als Schwellenzeit unmittelbar vor oder zu Beginn der finalen Trennung von Licht und Finsternis gesehen wurde und sich daraus Handlungsimperative an die Gläubigen ableiteten, um an der unmittelbar in Gang gesetzten oder kommenden kosmischen Erlösung Anteil zu haben.

## ZEITENWENDEN



## MIT ALT MACH NEU

### Die sogenannte augusteische Zeitenwende als Oxymoron

*Ulrich Eigler*

Nie hat es eine Gegenwart gegeben, die der Vergangenheit in dem Masse angehört hätte wie die, welche wir zurzeit in Deutschland erleben, nie hat ein Volk mehr Ursache gehabt, sich beschämt einzugestehen: Wir haben eine große Zukunft hinter uns.

Erich Mühsam stellt in seinem kritischen Rückblick „Zwölf Jahre Republik“<sup>1</sup> den seit 1918 in Deutschland verspielten demokratischen Zukunftschancen Tradition und Neuerung gegenüber. Er nimmt die Phase zwischen 1918 und 1930 als Zeitenwende von Altem zu Neuem wahr, verkehrt allerdings die natürliche zeitliche Sukzession. Die Vergangenheit überholt die Zukunft, saugt sie gleichsam auf und beraubt sie ihres eigentlichen temporalen Status. Zugleich wird die Periode von 12 Jahren auf einen Punkt verdichtet, Ungleichzeitiges als gleichzeitig suggeriert, werden Konservativismus und Fortschrittlichkeit nebeneinander und gegeneinander gestellt. Im Moment der politischen Kommunikation überspitzt Mühsam das Widersprüchliche der überblickten Zeitspanne in der Figur des Oxymorons.<sup>2</sup> Als Sozialist reagiert er damit auf die politische Propaganda des rechten Lagers, Fortschritt als Wiederherstellung des Alten zu deklarieren.

Was sich bei Mühsam *ex post* als hellsichtige Ankündigung der nationalsozialistischen Diktatur erweist, als Ahnung vom Rückfall in eine längst vergangen geglaubte Barbarei, lässt sich unter anderem Vorzeichen auf synchrone und diachrone Wahrnehmung des Octavianus-Augustus als Epochenmarker übertragen.<sup>3</sup> Der Begründer des Prinzipats inszenierte sich schließlich spätestens, nachdem er heftigen inneren Widerstand hatte erfahren müssen, seit 23 v. Chr. als Repräsentant eines neuen *saeculum*,<sup>4</sup> zugleich aber als alter Romulus und Neugründer Roms nach den Bürgerkriegen sowie als Garant der Rückkehr eines vergangenen Goldenen Zeit-

1 Erschienen in: Fanal 2, Berlin 1930, 27.

2 H. Lausberg, Handbuch der literarischen Rhetorik, München <sup>2</sup>1973, § 807 definiert das Oxymoron als „die gerafft-enge syntaktische Verbindung widersprechender Begriffe zu einer Einheit, die dadurch eine starke Widerspruchsspannung enthält.“ Mühsam erzielt diese Wirkung durch die Verbindung von Zukunft mit dem semantisch widersprechenden Adverb „hinter“.

3 In der Tat wurde gerade für die faschistischen Bewegungen, die Mühsam mit seiner Aussage angriff, dieser Aspekt der Herrschaft des Augustus vorbildgebend.

4 Kienast (1982), 92–99 zur Konstituierung eines neuen Saeculum (22–17 v. Chr.).



alters.<sup>5</sup> Es wurde also die Botschaft von der „Wiederherstellung des Alten“<sup>6</sup> mit objektiv innovativem und zukunftsweisendem Handeln verbunden.<sup>7</sup>

Freilich bleibt unklar, wie Augustus selbst in letzter Konsequenz seine Stellung als Prinzeps verstanden hat.<sup>8</sup> Der verfassungsmäßigen Ambivalenz entspricht nämlich eine programmatische, in der die Darstellung der Herrschaft als Begründung imperialer, monarchischer Machtentfaltung mit glanzvoller Metropole hellenistischer Prägung<sup>9</sup> gegen die Restauration altrömischer *mores* stand, die in der Vorstellung exemplarischer Repräsentanten eines bäuerlich-ländlichen Gemeinwesens von großer Einfachheit und Bescheidenheit bildmächtigen Ausdruck erhielten. Dieser widersprüchlichen Wahrnehmung verleiht im Rückblick auf die augusteische Zeit auch Sueton in seiner *Vita des Augustus* (Aug. 73) Ausdruck, wenn er betont, dass der Repräsentant eines Weltreiches im Hausrock im bescheidenen Ambiente seines bereits ab 36 v. Chr. konzipierten Hauses nicht zuletzt auch in Absetzung von den „standards of aristocratic residences“<sup>10</sup> ostentativ den römischen Kleinbauern spielte,<sup>11</sup> obwohl von ihm die Attitüde höchster Urbanität erwartet wurde.<sup>12</sup> So schien in diachroner Sicht der Epochenmarker Augustus widersprüchliche Signale zu vereinen, die einem retrovers republikanischen, aber auch modern-monarchischen Zeichensystem entstammten.<sup>13</sup>

In der Rezeption wurde trotz dieser Mehrdeutigkeit stärker das Zukunftsweisende und Neue akzentuiert, der Prinzeps weit eher als Begründer des Kaisertums und damit als Repräsentant einer Zeitenwende begriffen. Dennoch kann man wie Sueton aus der Sicht des Späteren die Widersprüchlichkeit von Modernität und

5 Zum Antrag des *cognomen Romuli* s. Suet. Aug. 7,4; zum *saeculum aureum*: Gatz (1967); vgl. auch allgemein Müller (2003), 305–327. Zum augusteischen *saeculum*-Begriff ferner: Strothmann (2000).

6 Formulierung nach Fuhrmann (1987).

7 Hoffmann (1969), 18 (s. auch 24f.): „Der Widerstreit von Altem und Neuem prägt, soweit wir wenigstens die politische Geschichte verfolgen, auch das Gesicht der Augusteischen Zeit.“ Auf die Widersprüchlichkeit retroverser Sittenpolitik im Rahmen steigenden materiellen Wohlstands und äußerer Prachtentfaltung ab 19 v. Chr. weist nachdrücklich Kienast (1982), 98 hin.

8 Deininger (1985), 265–272 zur Unbestimmtheit des Prinzipats in der politischen Vorstellung des Augustus. Das Urteil von Suet. Aug. 31,5 zur Aufstellung der Statuen auf dem *Forum Augusti* ist entsprechend *ex post* getroffen: Augustus habe die Stauen des *Forum Augusti* aufgestellt, damit die Bürger an ihnen seine und der folgenden *principes* Taten messen sollten: ... *commentum id se, ut ad illorum velut exemplar et ipse, dum viveret, et insequentium aetatum principes exigeretur a civibus*. Vgl. Luce (1990), 127 und allgemein: Eder (1990).

9 Haselberger (2007), 71 ff.

10 Miles (1995), 91. Suet. Aug. 72,5 betont die Abneigung des Augustus gegen prunkvolle Villenbauten: *ampla et operosa praetoria gravabatur*. So ließ er die Prachtvilla seiner Enkelin Julia einreißen und besaß selber nur einfache Villen.

11 Zum gesamten Zusammenhang allgemein vgl. Eigler (1997).

12 Die Wahl des einfachen Hauses entfaltet eine umso größere Signalwirkung, wenn man bedenkt, dass Octavian zuvor im sicher aufwändig ausgestatteten Haus des Licinius Calvus, des Freundes Catulls, wohnte (Suet. Aug. 72,1).

13 Die teleologische Struktur der *Aeneis* mag dazu verleiten, diesen Eindruck zu verallgemeinern. Dagegen ist das Geschichtswerk des Livius von einer Offenheit geprägt, die Augustus bei deutlicher Sympathie nicht als Ziel- und Wendepunkt der römischen Geschichte und ihrer Darstellung erkennen lässt (Luce [1990], 128; 137).

Rückwärtsgewandtheit registrieren. Bei diachroner Betrachtung überlagern sich nämlich diese u. U. ungleichzeitigen Tendenzen, so dass man in Abwandlung des Zitats von Erich Mühsam die augusteische Zeit verkürzend und verdichtend als Oxymoron begreifen und formulieren möchte: „Wir haben eine große Vergangenheit vor uns.“

Völlig neu war der wohlberechnete bäuerliche Habitus des Augustus in städtischem Ambiente nicht. Entsprechend dem etablierten Zeichensystem zur Konstitution idealer republikanischer Vergangenheit tritt uns hier Ländlichkeit als leistungsfähige Fiktion entgegen, die wie ein Exemplum punktuell zu politischen Standortbestimmungen und Zuordnungen rhetorisch effizient und agitatorisch, aber ohne Bezug auf reale bäuerliche Identität und Herkunft, verwendet werden kann.

Im folgenden wollen wir Überlegungen zu diesem im Gefolge des älteren Cato aber auch Ciceros stehenden Diskurs anstellen.<sup>14</sup> Auch synchron war für ihn von jeher ein gewisser Anachronismus konstitutiv, der sich offenbart, wenn er – wie z. B. von Sueton – erzählt wird, der aber im Akt der rhetorisch-literarischen Kommunikation als Oxymoron begegnet, das Anachronismen und Brüche je nach Tendenz so verschleiert wie bloßlegt. Gerade dies ist für die diachrone Bewertung des Phänomens einer augusteischen Zeitenwende wichtig.

Sehr instruktiv ist in diesem Zusammenhang der widersprüchliche Selbstentwurf des Augustus als neuer Romulus, d. h. als Eroberer und Sicherer eines Reiches und als Numa Pompilius, mit dem sich Attribute einfacher Ländlichkeit (*simplicitas*), Sittenstrenge (*mores*) und religiöser Gewissenhaftigkeit (*religio*) verbinden. Auf diesen Vergleich mit den Exempla der ersten beiden römischen Könige wird in einem ersten Teil eingegangen (1). Der Rekurs auf Ländlichkeit als politischem Aussagemittel hatte sich während der späten Republik als Bestandteil einer „ideology of the *mos maiorum*“<sup>15</sup> entwickelt, welche die durch sozialen Wandel bedingten Brüche in der Gesellschaft verschleierte. Daher gilt der Tradition nonverbaler Kommunikation innerhalb dieses Diskurses ein zweiter Blick (2). Ihm folgt ein Abschnitt zur Einordnung der Darstellung des Sueton von Augustus im Hausrock (Suet. Aug. 73), vom Weltherrscher im Bauerngewand. Dieser ist noch einmal bemüht, dem ländlichen Bezug auf den *mos maiorum* besonderen Ausdruck zu verleihen, visualisiert darin aber – eben als Oxymoron – nur den Anachronismus<sup>16</sup> zwischen realem, urbanen Rom und gedachtem Stadtstaat in ruraler Verankerung (3). Es schließt sich unter erneutem Rückblick auf die Republik eine kurze Behandlung des Themas an, wie es in Varros Satiren, besonders in der *sexagesis*, begegnet, einer Art Rip-van-Winkel-Geschichte, die in gattungstypischer Überspitzung die Unvereinbarkeit von Altem im Neuen und damit den oxymoronhaften Charakter der später von Augustus gewählten Selbstdarstellung offenlegt (4). Zum Ende sei das Verhalten des Augustus nochmals im Kontext der augusteischen Literatur und mit Blick auf unser Thema „Zeitenwende“ erörtert (5).

14 Wie diese stammte Octavian nicht aus Rom, was ihm offenbar von Antonius spöttisch vorgeworfen wurde (Cic. Phil. 3,15). Es wäre denkbar, dass er wie Cicero an dieser Stelle aus der Not eine Tugend machte und gegen die ‚Sittenlosigkeit‘ des Antonius instrumentalisierte.

15 Cornell (1991), 55 und 57 (Zitat).

16 Cornell (1991) (mit weiterer Literatur).

## 1

Zu den Widersprüchlichkeiten in der Selbstdarstellung des Augustus gehört der vielfach mit seiner Person verbundene Anspruch, das Programm der Exempla der beiden römischen Gründerkönige, des expansiven Stadt-Erbauers Romulus und des ländlich-sittlichen Numa, zu vereinigen.<sup>17</sup>

Noch 40 Jahre nach dem Tod des Augustus bestimmt diese kanonische Widersprüchlichkeit, auch bei einem nur impliziten Bezug auf die beiden ersten Könige die Erinnerung an den ersten Prinzeips. So legt Seneca in der *Apocolocyntosis* Augustus eine Invektive gegen Claudius in den Mund, in der er ihn auf seine Konsolidierungspolitik zurückschauen lässt:<sup>18</sup>

*Sed non possum amplius dissimulare, et dolorem, quem graviorem pudor facit, continere. In hoc terra marique pacem peperit? Ideo civilia bella compescuit? Ideo legibus urbem fundavi operibus ornavi, ut – quid dicam p. c. non invenio: omnia infra indignationem verba sunt.*

Aber jetzt kann ich dieses Spiel nicht mehr länger gleichgültig mitmachen und den Schmerz, den mein Ehrgefühl noch schlimmer macht, bezwingen. Dafür also habe ich zu Wasser und zu Lande Frieden geschaffen? Darum die Bürgerkriege beendet? Deshalb die Stadt auf den Boden der Gesetze gestellt, sie durch Prachtbauten verschönert, nur um – Senatoren! Ich weiß nicht, was ich sagen soll ...

Sen. apocol. 10,1 f.

Auch Seneca benennt pointiert die programmatisch gegenläufigen Tendenzen in Herrschaft und Person des Augustus: retroverse Ländlichkeit und moderne, imperiale Attitüde.<sup>19</sup> Der intertextuelle Bezug auf eine prominente Stelle der vergilischen ‚Heldenschau‘ (*legibus urbem fundavi*) löst nämlich – auch wenn die Namen nicht genannt werden – die typologische Zuordnung von Augustus’ Regierungstätigkeiten zu den beiden konträren und doch komplementären Königen aus:<sup>20</sup> Eroberung und Überwindung des Bürgerkriegs weisen auf Romulus, die zivilen Leistungen auf Numa, dem Vergil in der ‚Heldenschau‘ breiten Raum gegeben und klar mit der Herkunft des Numa vom ärmlich-bescheidenen Land assoziiert hatte:

*quis procul ille autem ramis insignis oliuae  
sacra ferens? nosco crinis incanaque menta  
regis Romani primam qui legibus urbem  
fundabit, Curibus paruis et paupere terra  
missus in imperium magnum.<sup>21</sup>*

17 Zoepffel (1978), 404. Es ist deutlich, dass Augustus mit der dreimaligen Schließung des Janustempels (R. Gest. div. Aug. 13) mit Numa in Konkurrenz trat, der ihn zweimal geschlossen hatte. Zur *imitatio Numae* gehört auch die Wiederherstellung der Kulte. Zur Angleichung des Augustus an Numa in der Münzprägung vgl. Kraft (1952/3), 74 ff.

18 Zoepffel (1978), 404 Anm. 70 (mit weiterer Literatur).

19 Austin (1977), zu Vers 810 ff.: „Augustus is made to claim ‚legibus urbem fundavi‘, a second Numa as well as a second Romulus.“

20 Vgl. Classen (1965), 285–403 sowie Ders. (1962), 174–204.

21 Hervorhebungen v. Vf.; übers. J. und M. Götte, 1994.

Wer aber trägt dort fern, gekrönt mit den Zweigen des Ölbaums,  
Opfergut? Ich erkenne das Haar und den grauweißen Bart des  
Römerkönigs, der die erste Stadt durch Gesetze  
festigen wird, entsandt vom kleinen Cures aus armem  
Land zu erhabenem Amt.

Verg. Aen. 6,808–812

Vergil hatte also bereits die Widersprüchlichkeit formuliert, als er temporal verkürzend die ländliche Herkunft des Numa mit dem das spätere Weltreich antizipierenden *imperium magnum* des Romulus konfrontierte. Neben der topographischen Differenz wird damit auch eine temporale deutlich gemacht. Numa scheint als Repräsentant römischer Vergangenheit in das zukünftige Reich zu kommen (811 f.).

Daraus ergibt sich ein von innerer Spannung bestimmtes Bild, welches schon zeitgenössische Autoren des Augustus zeichnen,<sup>22</sup> und das sich durch eigentümliche konträre und doch komplementäre Überlagerung von Alt und Neu auszeichnet. Auch hier erlaubt die widersprüchliche Situation die Verwendung der rhetorischen Figur des Oxymorons, das zwei lokal und temporal einander widersprechende Begriffsbestandteile miteinander kombiniert: Stadt/Land, Zukunft/Vergangenheit. Offenbar orientierte sich Augustus bei allem Bemühen um Bekräftigung einer Zeitenwende mit der Verbindung zweier Zeichengruppen bzw. Diskursen – dem der Urbanität und dem der Ländlichkeit, über die in der ausgehenden Republik ganz entscheidend soziale Konflikte ausgetragen wurden.

## 2

Als im Jahre 63 das Siedlergesetz verhandelt wird, tritt Cicero in der Funktion des Konsuls vor die Volksversammlung und wirft einen Blick auf den Wortführer der Befürworter, den Volkstribunen P. Rullus:

*contio exspectatur P. Rulli, quod et princeps erat agrariae legis et truculentius se gerebat quam ceteri. Iam designatus alio voltu, alio vocis sono, alio incessu esse meditabatur; vestitu obsoletiore, corpore inculto et horrido, capillatior quam ante barbaque maiore, ut oculis et aspectu denuntiare omnibus vim tribuniciam et minitari rei publicae videretur.*

Man wartet auf die Kundgebung des P. Rullus, weil er Urheber des Siedlergesetzes war und hitziger auftrat als die anderen. Schon unmittelbar nach seiner Wahl übte er sich eine andere Miene, einen anderen Klang der Stimme, eine andere Art zu gehen ein; er trug schäbigerer Kleider, zeigte ein ungepflegtes und struppiges Äußeres, hatte längere Haare und einen größeren Bart

22 S. allgemein dazu: Eigler (1997) (mit weiterführender Literatur). Miles (1995), 94 ff., bes. 92 betont, dass die ebenfalls als „link between past and future“ gestaltete Figur des Camillus in der Darstellung im fünften Buch des Livius der grundsätzlichen Offenheit des Werks entsprechend zwar nicht explizit mit Augustus in Beziehung gesetzt wird, jedoch eine suggestive Projektionsfläche für die Verbindung der Exempla des Romulus und des Numa bietet, die dann wieder auf Augustus weist. Derartige Überlegungen stünden dann je nach Datierung der Publikation von Livius' 5. Dekade zwischen 27 und 23 v. Chr. am Beginn der „Konstituierung eines neuen Saeculums“ (Kienast [1982], 92–99) 22–17 v. Chr. durch Augustus.

als zuvor; so sah es aus, als wolle er durch Blicke und Erscheinung jedermann die tribunizische Gewalt verkünden und der Verfassung den Kampf ansagen.

Cic. leg. agr. 2,5

Rullus verstößt mit der Stilisierung seines Auftritts im Sinne fingierter Ländlichkeit ostentativ gegen die gerade in seinen Kreisen etablierten und gegen altrömische *gravitas* gerichteten Kriterien der *urbanitas*.<sup>23</sup> Er setzt diesen Verstoß nicht nur ganz allgemein im Interesse der Dokumentation alter tribunizischer Macht ein, wie Cicero bemerkt, sondern inszeniert sich auch themenbezogen ländlich, setzt die Chiffre Land als politische Resource in einer Debatte um das Ackergesetz ein. Hierbei beansprucht er nonverbal zum Gewinn größerer *auctoritas* den sonst von den Optimaten und besonders Cicero reklamierten Kosmos ‚ländlicher‘ Zeichen.<sup>24</sup> Ungepflegter Haarwuchs verweist auf die einfachen, bäuerlichen Helden der Vorzeit wie Fabricius, Curius oder Camillus.<sup>25</sup> Horaz fasst später die immer wieder im Zusammenhang mit den Exempla vorbildlicher Römer begegnenden Attribute zusammen:<sup>26</sup>

*hunc et incomptis Curium capillis  
utilem bello tulit et Camillum  
saeva paupertas et avitus apto  
cum lare fundus.*

Ihn [sc. Fabricius] und Dich, o Curius, unfrisierter,  
und Camillus ließ reifen zu Kriegshelden  
strenger Armut Druck und des Ahnen Feld mit  
ärmlicher Hütte.

Hor. carm. 1,12,41–44

Diese bäuerlichen Heroen der römischen Frühzeit stellte man sich auch bärtig vor wie auf den alten Statuen. Cicero beschreibt in der Anfang April 56 v. Chr. gehaltenen Rede *pro Caelio*, wie – sieben Jahre zuvor von Rullus – Ländlichkeitsverweise instrumentalisiert werden können, und worin ihre rhetorische Wirksamkeit besteht.

Auch der Barttracht kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, ob sie modisch kurzgeschnitten oder altväterlich struppig ist. In der längeren Polemik gegen Clodia, deren Glaubwürdigkeit als Zeugin Cicero erschüttern möchte, spricht er sie direkt an:

*Sed tamen ex ipsa quaeram prius utrum me secum severe et graviter et prisce agere malit, an remisse et leniter et urbane. Si illo austero more et modo, aliquis mihi ab inferis excitandus est*

- 23 Cic. Cael. 36 *durum* und *agreste* als Gegensatz zum *urbanum*. Zum hochkomplexen *urbanitas*-Begriff und dem Habitus der Urbanität im 1. Jh. v. Chr. s. bes. Ramage (1973), 52–76.
- 24 Die Intensivierung der Fiktion einer idealen, ländlichen Vergangenheit s. bereits Kroll (1933).
- 25 Vgl. Tib. 2,34 (*intonsis avis*) mit weiteren Stellen bei: P. Murgatroyd, Tibullus. Elegies II, Oxford 1994, z. St. S. auch Ov. fast. 2,30 (*intonsos avos*) mit F. Bömer, Publius Ovidius Naso. Die Fasten Bd. II Kommentar, Heidelberg 1958, z. St.
- 26 Weitere Stellen bei R. G. M. Nisbet – M. Hubbard, A Commentary on Horace. Odes. Book 1, Oxford 1970, 159.

*ex barbatis illis, non hac barbula qua ista delectatur sed illa horrida quam in statuīs antiquis atque imaginibus videmus [...].*

Doch ich will sie zunächst selber fragen, was ihr lieber ist: ob ich sie streng und hart und mit der Grobheit von ehemals oder zurückhaltend und milde und höflich behandeln soll. Wenn sie den barschen Umgangston von einst vorzieht, dann muss ich jemanden aus der Unterwelt heraufbeschwören, so einen bärtigen Kerl – nicht mit einem Bärtchen, wie es ihr Freude macht, sondern mit dem struppigen Bart, den uns alte Statuen und Gemälde zeigen [...].<sup>27</sup>

Cic. Cael. 33

Pointiert stellt Cicero *graviter et prisce agere* dem *remisse, leniter* und *urbane agere* gegenüber, überträgt also wie die Neoteriker ästhetische Terminologie ins Vokabular zur Charakterisierung angemessener politischer Kommunikation.<sup>28</sup> Die erste Variante, der auch die lange Bartracht entspricht, wird nämlich als die bei den Verstorbenen übliche mit der Ländlichkeit dieser Vorfahren assoziiert und historisiert, der urbane Ton entspricht dem gegenwärtigen städtischen Leben der *jeunesse dorée*, der Clodia angehört und die Cicero nun mit der höheren Autorität der Vergangenheit in ihrer Glaubwürdigkeit in Frage stellen möchte. Gegenwart und Vergangenheit werden im Interesse der Argumentation getrennt, die beiden Zeichensysteme explizit und implizit einander gegenübergestellt.

Diese Strategie hatte Cicero übrigens auch in der Rede gegen Rullus beim Gegner registriert. Um der Entfaltung dieser Autorität zu begegnen, legt er die Bedeutung offen, ja stellt sie als ‚Kostüm‘ eines Komödien-Schauspielers dar.<sup>29</sup> Er stellt fest, dass Rullus längere Haare und nicht sein kurzes Bärtchen trage (*capillatio quam ante barbaque maiore*), sondern dieses habe wachsen lassen. Cicero merkte also sehr wohl, dass er mit der Land-Chiffre für die eigene Argumentation die moralisch bessere und unbestritten exemplarische römische Vorzeit in Anspruch nahm. Cicero ist sonst Vertreter der *mores maiorum*,<sup>30</sup> in der Rede zum Ackergesetz agiert er situationsbedingt dagegen und legt die topographische Unvereinbarkeit sowie Anachronie im dezidiert städtischen Kontext offen, benennt bzw. entlarvt das Ostentative in Rullus' Vorgehen, um ihn der Lächerlichkeit preiszugeben.

Die von Rullus gewählte Form der nonverbalen Provokation durch Attribute der Ländlichkeit scheint insbesondere mit dem alten Cato verbunden worden zu sein, der nun nicht durch Bart- oder Haartracht von sich reden machte, sondern unter der Toga ein *campestre* trug.<sup>31</sup> Die Authentizität und Autorität wurde auch hier durch die Sichtbarkeit an alten Statuen garantiert:

27 Übersetzung: M. Fuhrmann. Hervorhebungen im lateinischen Text v. Verf.

28 Ramage (1973), 53 f.

29 Ein Hinweis auf die Komödie mag auch in der Charakterisierung von Rullus' Verhalten als *truculentius* gesehen werden, das an die plautinische Komödie *Truculentus* erinnert.

30 Die augusteische Widersprüchlichkeit ist geradezu mustergültig bereits vorgeprägt in der Rahmenhandlung von Ciceros *de legibus*; dazu s. Eigler (1996).

31 Zu dieser gerne als catonisch bezeichneten Strategie der Verwischung aktueller sozialer Differenz im Sinne eines bäuerlichen Idealbilds von der Vergangenheit: Cornell (1991), 55 und 57. Horaz beschreibt in verdichteter Form den Zeichencharakter des bäuerlichen *campestre*, um altertümliche Sprache (*cinctus non exaudita Cethegis* [ars 50]) zu charakterisieren. Mit dem archaisierenden *cinctus* unterstreicht Horaz die Auflösung des nonverbalen Zeichens,

*Cato praetor iudicium, qui aestate agebatur, sine tunica exercuit campestri sine tunica exercuit sub toga cinctus. In forum quoque sic descendebat iusque dicebat, idque repetierat ex vetere consuetudine secundum quam et Romuli et Tati statuae in Capitolio et in rostris Camilli fuerunt togatae sine tunicis.*

Cato hielt als Praetor Gericht, wie man es im Sommer tat, ohne Tunica mit ländlichem Unterschurz unter der Toga gegürtet. Er kam auch so aufs Forum und sprach Recht und das hatte er wieder aufgenommen aus einer alten Gewohnheit heraus, nach der sowohl die Statuen des Romulus als auch des Tatius auf dem Kapitol und den Rostren die des Camillus zwar die Toga anhatten, nicht aber eine Tunica.

Ascon. in Cic. Scaur. 25

Ein *campestre* trug wohl auch bei Livius ein weiteres Beispiel römischer Bauern-tugend, Cincinnatus, bevor er ihn die Toga anlegen ließ, um von der Landarbeit (*operi certe, id quod constat, agresti intentus*) weg die Aufgabe des Dictators zu übernehmen.<sup>32</sup>

*Ibi ab legatis – seu fossam fodiens palae innixus, seu cum araret, operi certe, id quod constat, agresti intentus – salute data in vicem redditaque rogatus ut, quod bene verteret ipsi rei que publicae, togatus mandata senatus audiret, admiratus rogitanusque ‚satin salve?‘ Togam pro-pere e tugurio proferre uxorem Raciliam iubet. Qua simul absterse pulvere ac sudore velatus processit, dictatorem eum legati gratulantes consalutant, in urbem vocant.*

Dort trafen ihn die Gesandten – entweder beim Ausheben eines Grabens, auf den Spaten ge-stützt, oder beim Pflügen, auf jeden Fall, wie feststeht, mit einer Arbeit auf dem Feld beschäf-tigt. Nachdem man sich gegenseitig begrüßt hatte, baten sie ihn, er solle, was ihm selbst und dem Staat Glück bringen möge, in der Toga die Aufträge des Senates anhören. Er wunderte sich und fragte nachdrücklich: „Ist alles in Ordnung?“, dann forderte er seine Frau Racilia auf, ei-lends die Toga aus der Hütte zu bringen. Sobald er sich den Staub und den Schweiß abgewischt hatte und mit der Toga bekleidet vortrat, wünschten die Gesandten ihm Glück und begrüßten ihn als Diktator, riefen ihn in die Stadt.

Liv. 3,26,9f.

Livius gestaltet zunächst einen Gegensatz einfacher, durch die schlichte Hütte (*tugurium*) versinnbildlichter Bäuerlichkeit und Berufung in die Stadt (*urbs*), wobei der Übergang durch die Person des Cincinnatus markiert ist, der das Bauern- gegen das Staatsgewand wechselt. Hier wird nicht wie im Falle des Cato mit einer ostentativen Differenz auf einen defizitären Zustand aufmerksam gemacht, nämlich den Mangel altrömischer Tugend im modernen Rom, oder ein anachronistisches Schauspiel geboten, wie im Falle des Rullus. Livius erzählt einen natürlichen, Au-thentizität beanspruchenden Vorgang, der keine temporale, sondern lediglich eine topographische Differenz überbrückt.

des *campestre*, einer als altertümlich konnotierten Form der Tunica, als topographischen und temporalen Hinweis auf Traditionsverbundenheit sowie bäuerliche Einfachheit. Zur Erklärung des *campestre* und Identifikation mit Cato vgl. Horace Epistles Book II and Epistle to the Pisones, ed. N. Rudd, Cambridge [u. a.] 1989, z. St.

32 Hervorhebungen v. Vf.; übers. H. J. Hillen, 1997